

Kurt Bader und Birte Ludewig

Es gibt kein richtiges Leben im falschen.

Zu einigen Problemen subjektwissenschaftlicher Forschung

1. Eine ungewöhnliche Forschung?

Wir wollen an Klaus Holzkamps letzten veröffentlichten Satz anschließen: „Da dann Widersprüche.“ (Forum Kritische Psychologie 36, S. 110), den wir als Auftrag – auch an uns – verstehen. Gleichzeitig werden wir auf Rückmeldungen zu unserem Manuskript von Ute Osterkamp und Morus Markard eingehen, um auf diese Art zu versuchen, auch in Veröffentlichungen eine dialogische Herangehensweise zu üben:

Ich bezweifle, ob es stimmt, dass geteiltes Leid halbes Leid ist, aber die Forschungsprobleme, die z.B. Ulrike Behrens benannt hat (vgl. Forum Kritische Psychologie 48, S. 12/13), haben mich ein wenig beruhigt – obwohl sie doch allesamt zu Beunruhigungen führen. Ich weiß, Probleme können der Keim für Entwicklung sein, was mir aber in der akuten Situation nicht über das Leid problemgeschüttelter Subjektforschung hinweghilft...

Zur „persönlichen“ Sache (weil ich der Meinung bin, dass die so oft betriebene Trennung von „Person“ und „Sache“ eine Form des Ausschlusses des Subjekts bedeutet): Unser Forschungsantrag zum Thema „Entwicklung lebensweltorientierter Unterstützungsmaßnahmen im Bereich psycho-sozialer Versorgung“ wurde vom Kultusministerium in Hannover (AGIP) im April 2003 für die Zeit von Oktober 2003 bis September 2005 (jetzt verlängert bis Dezember 2005) als förderungswürdig beschieden. Allerdings wurde schon im Zuge der Antragstellung deutlich, dass besonders aus der methodischen Ecke einige heftige Kritikpunkte kamen, die dazu führten, eine zweite Darstellung der geplanten Methodik einzureichen. Ich will nicht verhehlen, dass ich die erreichte Förderung auch als Erfolg „unserer“ Kritischen Psychologie verbuchte.

Ich will den Leserinnen und Lesern ersparen, aus den vielen Seiten des Antrags zu zitieren. Kurz gesagt war expliziter Gegenstand unserer Forschung die alltägliche Lebensführung der daran beteiligten Menschen und unser Ziel, durch Stärkung sozialer Bezüge einen Beitrag zur Verbesserung ihrer Lebensqualität zu leisten. Wir haben in den gut zwei Jahren mit verschiedenen Gruppen gearbeitet: Mit sog. „Systemsprengern“ in Geesthacht, mit der Selbsthilfeinitiative „Lebenswelten“ in Mölln, mit einem Frauenprojekt und dem Verein „Irren ist menschlich“ in Lüneburg, mit dem Selbsthilfeverein „Akron“ im Wendland. Wir haben 2004

einen Psychiatriekongress in Lüneburg durchgeführt und uns mit niederländischen Konzepten ausgetauscht, haben Bilderausstellungen und Ausflüge organisiert, überregionale Netzwerktreffen durchgeführt – und schließlich haben wir auch gemeinsam ein Buch darüber geschrieben, das beim Paranus Verlag im März 2006 erscheinen wird (Titel: „Zu Hause sein im Fragen“). Alles sehr bewegt und dynamisch, bisweilen ungeplant (wir wollten ja nicht im Vorhinein FÜR andere Menschen planen) und scheinbar beliebig – aber stets mit dem Blick auf die methodische Herangehensweise, oft mit der Frage, was denn der Gegenstand unserer Forschung sei und ob wir ihn (wie weit?) wieder einmal verfehlt hätten.

Unsere latenten Kopfschmerzen verdichteten sich bei mir zu heftigen Magenbeschwerden, als wir uns erleichtert nach der Abgabe des Buchmanuskripts zurücklehnten und durchatmeten – das übliche „Loch“, das nach dem Erreichen von Zielen manchmal auftritt. Trübsinnig zog ich mich in eine der vielen Lüneburger Kneipen zurück und machte mir spontane Notizen zu all dem, was für uns Grundlage und Orientierung war – und was wir davon eingelöst haben – eine fürwahr erschreckende Bilanz:

Was haben wir uns alles u.a. vorgenommen:

- gemeinsames Erkenntnisinteresse als „dritte gemeinsame Sache“
- die Forschungsbeteiligten zu Mitforschern machen
- einen intersubjektiven Verständigungsrahmen aufbauen
- tendenziell das Subjekt- Objekt-Verhältnis aufheben
- eine Erweiterung subjektiver Handlungsfähigkeiten anstreben
- ein Höchstmaß an Gegenstandsangemessenheit erreichen
- über theoretische zu praktischen Verallgemeinerungen gelangen
- die angewandeten und ggf. neu entwickelten Methoden in den Dienst der Validität zu stellen (z.B. Entwicklungsfigur)
- qualitative Daten in den Vordergrund rücken
- die Kritische Psychologie als Analysekonzept anwenden und weiterentwickeln
- die Teilhabe aller Beteiligten betonen
- Solidarität praktisch erlebbar machen
- zu einer Demokratisierung der Psychiatrie beitragen
- usw.

Ein kritischer Blick auf die Forschungsrealität zeigt ein ganz anderes Bild:

1. Die Forschungsbeteiligten hatten unterschiedliche bis gegensätzliche Interessen, die jedoch unzureichend thematisiert wurden. Dies führte zu einer Reihe instrumenteller Verhältnisse und zu „Bewertungen“. Auf der einen Seite schwankte unsere Sicht auf psychiatrieerfahrene Beteiligte zwischen der Einschätzung, sie hätten – wenn überhaupt – nur geringes Interesse an unseren Bemühungen bis zu Lobhudelei und „Anerkennung“ ihrer „Leistungen“. Gegenüber den Profis setzte sich nach anfäng-

licher Euphorie eine latente Institutionsfeindlichkeit durch. Fast alle Profis wurden von als Antwort auf deren Abgrenzung und Desinteresse an der Forschung zu Störfaktoren erklärt und aufgetretene Probleme teilweise vereignschaftet.

2. Die Forschungsbeteiligten hatten – bis in die engere Forschungsgruppe hinein – kein bis wenig Interesse an Theorie, geschweige denn an kategorialen Aufschlüsselungen. Für die Ansätze von Theorieentwicklung hatten die anderen Forschungsbeteiligten eher die Funktion von Stichwortgebern. Auch die in die Forschung eingebrachten unterschiedlichen Theorieansätze, die von der Kritischen Psychologie bis zu einer mit „Gestalt“ und „Psychodrama“ garnierten Anthroposophie reichten, führten lediglich zu einer aggressiven Auseinander-Setzung oder einer Weichwäsche wesentlicher Unterschiede. Erst jetzt am Schluss beginnen wir, uns damit näher zu beschäftigen.

3. Die Forschung schwankte oft zwischen Methodenunklarheit und methodischer Rechtfertigung. So war die Themenwahl in vielen Gesprächen oft beliebig. Wir hatten eine zu große Distanz zu den Lebenswelten der anderen Beteiligten und von einer vertieften Analyse konkreter Szenen alltäglicher Lebensführung konnte nur selten die Rede sein. Unsere eigene Position wurde von uns unzureichend dargelegt und blieb in der Regel hinter einem Mantel strategischer Überlegungen versteckt. Selbstreflexion bezüglich der eigenen Funktion und unseren Interessen wurde lediglich in akuten Konfliktsituationen angestellt. Bis zuletzt herrschte Unklarheit über sog. „Ergebnisse“. Angestrebte Veränderungen waren kaum wahrnehmbar, Nachhaltigkeit musste mit der Lupe gesucht werden.

Ich will nicht weiter mit diesem Lamento langweilen und kann nur konstatieren, dass wir – Frigga Haug folgend – unsere „Erfahrungen erfolgreich in die Krise geführt haben“ – also möglicherweise dabei auch etwas gelernt haben. Deshalb greife ich einen Punkt heraus, der bei allen drei angeführten Problembereichen eine zentrale Rolle spielt: Meine eigene Funktion in diesem Prozess.

2. Was ist eigentlich meine Funktion als „Forscher“?

Bei meinen wöchentlichen Besuchen in der Selbsthilfeinitiative „Lebenswelten“ in Mölln stellte ich fest, dass unsere Treffen eine seltsame Diskontinuität aufwiesen. Die Themen wechselten, die Art der Diskussion veränderte sich von Mal zu Mal, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer wechselten oft, von einer kleinen Kerngruppe abgesehen, und meine eigene Einschätzung der Treffen schwankte zwischen frustriert bis positiv beeindruckt. Methodische Grundüberlegung war, mit den Besucherinnen und Besuchern von „Lebenswelten“ regelmäßig Gespräche über ihre Lebenssituation innerhalb und außerhalb der Initiative zu führen und auf diese Weise mit ihnen ihre Lebenswelt kennen zu lernen, zu er-

schließen und Veränderungsmöglichkeiten auszuloten. Über diese Treffen erstellte ich auf der Basis von Notizen ein protokollarisches Tagebuch, das in der letzten Zeit der Forschung auf Bitten der TeilnehmerInnen auch ihnen vorgelegt wurde.

Ähnlich wie auch Birte Ludewig bei ihrer Tätigkeit in einer Lüneburger Frauengruppe war mir bis zuletzt die eigene Position in diesen Gruppen unklar. Dies, obwohl mir die eigenen Interessen relativ klar schienen: Begleitung der Menschen, gemeinsames Herausfinden von möglichen Verbesserung der Lebensqualität und Unterstützung bei deren Realisierung. Dahinter allerdings als subtile Erwartung, einen Beweis zu erbringen, dass die Kritische Psychologie den „richtigen“ Ansatz für diese Zielsetzung bietet. Voraussetzung dafür war, dass wir in persona als parteiliche und solidarische Unterstützer von den Anderen gesehen wurden. Ich will nicht verhehlen, dass darin auch eine gewisse an die Mitforscherinnen und Mitforscher gerichtete Dankbarkeitserwartung versteckt war. Ich schwankte also zwischen Teilnehmer, Moderator, Anleiter, bloßer Beobachter, psychologisch angehauchter Profi, Subjektforscher, Berater oder gar Therapeut, guter Bekannter oder entfernter Freund, netter Mensch, der einen angenehmen Wiener „Schmäh“ praktiziert, Mithelfer bei Aufräumarbeiten und Festen, Informant und Unterstützer, Anwalt gegenüber Profis und so manches mehr. Diese Unsicherheit beunruhigte mich sehr und führte zu vielen Diskussionen. Ich kam mir vor wie ein Chamäleon, das je nach Situation seine Farbe – in diesem Fall die Funktion – wechselt, um heil davonzukommen. Keine Rede von klarer subjektwissenschaftlicher Orientierung – statt dessen Beliebbarkeit!?

Ein Blick auf Aussagen meiner „Mitforscher“ (ich setze das Wort hier spontan in zweifelnde Anführungszeichen) bringt ein wenig Licht ins Dunkel:

„Nicht, dass du uns unters Mikroskop legst“ wird in einem Gespräch am 15.2.2005, bei dem es um „Forschung“ geht, gesagt. Und: „Mir fehlt die Aufklärung über die Forschung – was will denn der Kerl von mir, denke ich manchmal.“ Forschung? „Irgendetwas auf den Grund gehen. Eine Analyse der Strukturen und darauf aufbauend neue Strukturen entwickeln. Dazu müssen aber zuerst die alten Strukturen geknackt werden.“ Aber: „Die positiven Schritte müssen wir doch erst entwickeln. Das kann nicht einseitig – oder von oben – erfolgen. Wir wollen Begleitung in einem Prozess – also Hilfe zur Selbsthilfe.“ Die Bewertung unserer Forschung hängt offenbar wesentlich von der Einschätzung meiner Person ab: „Ich sehe das mit der Fachlichkeit und der Person als Einheit.“

Am 29.3.2005 wird die Diskussion fortgesetzt: „Entwicklung soll untersucht werden – was, wie und warum... Es geht nicht um hochtrabende Sachen oder Medikamente, sondern um handfeste konkrete Sachen, die viel kleiner scheinen – um das alltägliche Geschehen von Menschen und ihr Le-

ben... Tabletten – das kann nicht alles sein. Dann geht man wieder zurück in seinen Käfig und ist allein.“

„Ein Laie kann manchmal der bessere Profi sein – für Profis sind das oft Kleinigkeiten, für die Leute unübersehbare Probleme.“ Schließlich: „Forschung ist oft wie Schubladen, in die man nicht reingucken kann... aber für wen ist denn Forschung wichtig und was soll dabei rauskommen?“ Es wäre so wichtig, dass auch Profis mal unsicher sind, sagt eine andere Teilnehmerin – das wäre für sie als Patientin eine große Hilfe.

Meine Unsicherheit als Möglichkeit – für wen und weshalb?

Zunächst: Ich habe offenbar die Vorstellung, mit einer klaren Definition über Gegenstand, Ziel und Methodik der Forschung das Forschungsfeld zu betreten. Nicht, dass ich ein ungemein planvoller Mensch wäre, aber ich fühle mich zum einen dem Ansatz der Kritischen Psychologie verpflichtet. Zum anderen aber – und das wiegt schwerer – befinde ich mich in einer Legitimationsposition gegenüber der erdrückenden Mehrheit psychologischer Forschung, speziell im psychiatrischen Bereich. Es war kein Zufall, dass anlässlich der Vorstellung des Forschungsvorhabens in einer Arbeitsgruppe des Kreises Herzogtum Lauenburg fast alle anwesenden Profis durch Abwehr, Skepsis bis Desinteresse gegenüber unserem Projekt glänzten. Die Aussagen bewegten sich zwischen: „Das soll Forschung sein?“ und: „Wir wollen doch dasselbe – wozu dann Forschung?“ Dies führt zu einer Situation, in der ich wie das Kaninchen auf die Schlange unsicher und gleichzeitig dogmatisch auf all das blicke, was Anlass zu Zweifel geben könnte. Und diese Zweifel richteten sich immer wieder auf die Frage, als was ich denn vor die Menschen trete.

Welche Erfahrungen haben diese Menschen schon gemacht? Sie äußern relativ offen ihre Bedenken gegenüber unserer Forschung und sie sagen oft, dass sie gegen die Allmacht von Profis, die keine Zweifel haben und keine zulassen, nichts tun können. Sie wissen z.B. über die sog. „Nebenwirkungen“ von Medikamenten, die sie in ihrer Alltagstauglichkeit erheblich einschränken, aber sie fühlen sich von „ihrem“ Arzt abhängig und sehen keine Alternative. Sie haben es zumindest auf Seiten der Profis mit Menschen zu tun, die als Psychologen, Ergotherapeuten oder Ärzte eine klar definierte Position haben, die ihnen bestimmte Aktivitäten im Hinblick auf die Patienten nicht nur ermöglicht, sondern auch sehr nahe legt – z.B. die diagnostische Definitionsmacht, die auch die Begriffe umfasst, mit der die verschiedenen Leiden bezeichnet werden. Sie werden von einem Spezialisten zum anderen geschickt, der seinerseits als Experte für einen kleinen, von ihm oder ihr bestimmten Psychoausschnitt auftritt und seine professionelle Anerkennung sowohl aus dem diagnostischen Machtanspruch als auch oft aus der Profilierung gegenüber den anderen (involvierten) Profis schöpft. Spitz formuliert könnte ich dies als „imperialistische Parzellierung“ bezeichnen. Die da-

mit verbundene Zuständigkeit für einen kleinen Teilbereich der Subjekte, die Hilfe suchen, schränkt deren Gestaltungsmöglichkeiten zusätzlich ein, weil sie sich nicht von ihren Wünschen und Bedürfnissen leiten lassen dürfen, sondern eher mehr als minder dem jeweiligen Profi-Angebot ausgeliefert sind.

Vor diesem Hintergrund kann die Unsicherheit des Profis die Möglichkeit bedeuten, aus dem Schatten der professionellen Definitionsmacht hervorzutreten, eigene Gedanken und Überlegungen anzustellen und diese mit dem „unsicheren“ Profi gemeinsam zu behandeln. Die professionelle Unsicherheit als Möglichkeit eines gemeinsamen Dialogs hängt aber vom Grad der existentiellen Bedrohtheit ab, in dem sich die Hilfesuchenden befinden: Je größer die Not, desto stärker das Bestreben, sie mit Hilfe eines sicheren Profis zu wenden.

Je selbstbestimmter die Position als Hilfesuchender ist, desto größer ist auch die Chance, vertrauenswürdige Bündnispartner zu wählen und sich nicht einer durch das jeweilige Angebot oder per Zuweisung („Überweisung“ genannt) zwanghaft zugeordneten Person anzuvertrauen zu müssen.

Betrachten wir nun die Konstellation zwischen den Besucherinnen und Besuchern von „Lebenswelten“ und mir, so ist festzustellen, dass unsere Verbindung wenig Zwang aufweist. Meine Besuche sind mit den Anderen abgesprochen, die Themen der Gespräche sind meist offen. Die bisweilen auftretende Mühe, die ich habe, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bei einem Thema zu „halten“, könnte durchaus als Widerstand gegen die sonst so übliche Auflage verstanden werden, mit der sie konfrontiert werden. Ein Beispiel: Während einer Gesprächsrunde zieht einer der Teilnehmer ein Foto seiner Mutter aus der Tasche und zeigt es den Anderen – und plötzlich entsteht eine ungemein dichte Atmosphäre, in der fast alle über die Beziehungen zu ihren Müttern erzählen und in die ich mich mit meiner Erzählung einordnen kann.

Ein weiterer Aspekt ist, dass die von den beteiligten Menschen benannten Situationen, Probleme, Wünsche oft für einen Außenstehenden klein und unbedeutsam erscheinen, aber subjektiv offensichtlich einen erheblich größeren Stellenwert haben. Wer kann die Schwierigkeiten z.B. von Detlef nachvollziehen, sich zum Wochenende, wenn ihm die Decke auf den Kopf fällt, wie er sagt, jemanden zu suchen, mit dem er etwas unternehmen kann? Anders formuliert: Offenbar haben die bisherigen Bemühungen, dieses und andere Probleme zu lösen, nicht zu einer Lösung geführt. Wir sind also auf eine Situation angewiesen, in der Neues, von je mir nicht Erwartetes passieren kann, was möglicherweise einen Schritt nach vorwärts bedeuten kann. Es muss daher unser Ziel sein, Räume mit zu schaffen, in dem diese Offenheit Platz finden kann. Eine Voraussetzung, die sonst übliche Kontrolle aus den Händen zu geben, ist die Überzeugung, dass die beteiligten Menschen, wenn schon

nicht die Experten, so doch letzte Instanz für ihre Lebensumstände sind, deren Verbesserung ja unser ausdrückliches Ziel ist.

Eine derartige Situation kann dadurch begünstigt werden, dass die Position des Dialogpartners nicht vorgegeben und scharf konturiert ist. Die Menschen in „Lebenswelten“ können sich gleichsam aussuchen, ob sie mich als psychologisch qualifizierten Menschen, als Informationsüberbringer, als Anwalt gegenüber Profis oder gar als (Mini-)Therapeut, mit dem sie, wie sie es oft tun, hinter verschlossenen Türen intime Gespräche führen wollen, ansprechen.

Diese möglicherweise vielfältigen Zugänge zu je meiner Person haben wir in einem anderen Forschungsprojekt zur „Sozialen Stadt“ allgemein als „subjektive Bedeutungsbrücken“ definiert (vgl. Bader u.a., „Alltags-Träume“, Bonn 2002, S. 53ff.). Als Kriterium der Teilhabe erschließen sie neue Handlungsmöglichkeiten und knüpfen an etwas je mir Vertrautes an. „Personelle Bedeutungsbrücken“ sind Personen, die in je meiner Lebenswelt eine so große positive Bedeutung haben, dass ich den Mut habe, mit ihnen neue Erfahrungen zu machen. „Materielle Bedeutungsbrücken“ sind Räume, spezifische Tätigkeiten oder Gegenstände, die mir vertraut sind und es mir ermöglichen, auch neue, mir bis dato unbekanntere soziale (Handlungs-)Räume zu erschließen. So war möglicherweise meine für mich und Andere unklare Position ein Beitrag dafür, einen Raum zu schaffen, in dem neue, nicht vorab definierte Argumente, Erfahrungen, Fragen formuliert und (trotz unzureichender Information über das Forschungsvorhaben) neue Handlungsräume zumindest angesprochen werden konnten. Dies allerdings zum Preis meiner eigenen Unsicherheit und Zweifel. So trivial es auch klingen mag: Kurz nach unseren Gesprächen über Forschung war ich herzlich willkommen, meinen Beitrag zu einem Fest in Form einer durchaus gelungenen Kürbissuppe abzugeben, oder mitzuhelfen, Möbel in den ersten Stock zu tragen... Will damit sagen, dass neben den bisher dargestellten Gesprächen es wichtig war, sich auch an gemeinsamen Handlungen zu beteiligen, in denen oft, unausgesprochen, neue Brücken geschlagen werden konnten.

Meine Unsicherheit führte nicht, wie so oft, zu Dogmatismus, sondern dazu, Voraussetzungen für Gestaltungs- und Teilhabeprozesse der anderen Beteiligten zu schaffen. Ein indirektes „Kontrollelement“ gegen Dogmatismus und Besserwisserei meinerseits war hier wohl auch, dass ich seitens vieler Profis oft ein gegenüber den psychiatrienerfahrenen Menschen gerichtetes Kontroll- und Entmündigungsverhalten erlebte, das mir immer wieder deutlich vor Augen führte, wie ich es *nicht* machen wollte. Mein Verlust an eigenem „Profil“ war für die Menschen in „Lebenswelten“ manchmal die Möglichkeit, einen kleinen Schritt in Richtung „intersubjektiver Verständigungsrahmen“ zu gehen – ohne dass dies von mir explizit geplant werden konnte. Als nach zwei Jahren Forschung eine in „Lebenswelten“ sehr aktive Frau von einem Profi skeptisch befragt wurde, ob und was sie denn von dieser Forschung ge-

lernt hätte, antwortete sie nach längerem Nachdenken: „Wir haben jetzt mehr Selbstbewusstsein.“ Ich muss zugeben, dass mich das nicht nur gefreut hat, sondern schon wieder die Zweifel auftraten, was denn dies überhaupt bedeuten könne und ob und was wir mit unserer Forschung dazu überhaupt beigetragen haben...meine Unsicherheit wird nicht geringer, aber sie verändert sich.

PS: Am 22.11.2005 erzählte ich den Besuchern von „Lebenswelten“ von diesem Artikel und meinen Unsicherheiten und bat sie um Stellungnahme. Sie sagten, dass sie erhebliche Schwierigkeiten hätten, aus ihrer Sicht meine Position zu beschreiben: „Rückgrat und Hilfestellung? Berater in bestimmten Dingen? Lehrreich? Herstellen von Kontakten? Information über neue Gegebenheiten?“ – „Ich habe viel mitgekriegt, von dem ich vorher gar nichts gewusst habe.“ – „Andere Verhaltensmöglichkeiten kennen lernen? Zusammenführung von Gruppen?“ – „Vielleicht von allem ein bisschen – weil er ja auch für Einzelgespräche zur Verfügung stand?“ „Du hast ja auch geforscht und für Dich etwas herausgezogen.“ Schließlich: „Wenigstens hast Du gewusst, was Du am Dienstag machen kannst.“...

PPS: Morus Markard hat in einer Stellungnahme zum Manuskript meines Beitrags die Frage gestellt, weshalb ich mich nicht auf das Konzept des „metasubjektiven Verständigungsrahmens“ (Holzkamp 1983, S. 540 ff.) bezogen habe, worin es u.a. heißt: „Das zu untersuchende Problem darf nicht nur ein Problem des Forschers, es muß auch ein Problem der Betroffenen sein bzw. es muss in Kooperation mit den Betroffenen so formulierbar sein, dass es sich als deren Problem verdeutlicht.“ Die o.a. Unsicherheit bezüglich meiner eigenen Position war und ist allein mein Problem, dagegen für die anderen Beteiligten möglicherweise eine erweiterte Möglichkeit im Vergleich zu anderen Interaktionen mit Profis oder Halbprofis, in denen klare Positionen kommunikative Behinderungen darstellen. Ich habe also ein Problem aufgegriffen, das weder von den „Betroffenen“ als solches formuliert wurde noch von mir „in Kooperation mit den Betroffenen“ ihnen als deren Problem „verdeutlicht wurde“. Es wird an dieser Stelle „deutlich“, dass in derartigen „Kooperationsergebnissen“ auch die Gefahr liegt, in die Fußstapfen kontrollwissenschaftlicher Verfahren zu treten und die Definitivität von Profis (oder anderen Autoritätspersonen) für von außen gesetzte diagnostische Aussagen *über* (abhängige) Menschen zu nutzen. Vielmehr handelte es sich bei vorliegender Problematik um eine, die sich quasi außerhalb expliziter Ziel- und Gegenstandsbestimmungen entwickelte. Mit dem Blick auf die Position von uns Forschern gelang es uns manchmal, sich aus dem Dunstkreis methodischer Legitimationsüberlegungen zu befreien und unser Verhältnis zu den anderen Beteiligten differenzierter in Augenschein zu nehmen.

Weiter im Zitat: „Weiterhin müssen die einschlägigen subjektwissenschaftlichen Kategorien von den Betroffenen so anzueignen sein, dass sie dabei tatsächlich in Durchdringung ihrer besonderen Befindlichkeit zur Klärung

ihrer Möglichkeiten und Grenzen der Bedingungsverfügung und Lebensqualität...kommen.“ (ebd., S. 545) Dazu kann ich nur sagen, dass ich mich seit Jahren redlich bemühe, mir die einschlägigen Kategorien subjektwissenschaftlicher Art anzueignen, ich dagegen keine Aussagen darüber machen kann, inwiefern ein solcher oder ähnlicher Aneignungsprozess bei den anderen Beteiligten stattgefunden hat. Was allerdings von ihrer Seite ausdrücklich betont wurde, war ein Zuwachs an Selbstbewusstsein und eine positive Bewertung unserer gemeinsamen Aktivitäten, die allerdings sehr vage und weitgehend unbestimmt blieb. Es war offenbar nicht möglich, einen direkten Zusammenhang zwischen den von mir vertretenen Aussagen und gemeinsamen Aktivitäten und einer sich abzeichnenden Verbesserung der Lebensqualität in sehr kleinen Schritten herzustellen.

Man kann es also drehen und wenden wie man will: Ich kann auch (oder gerade) im Vertrauen auf die Tragfähigkeit des „metasubjektiven Verständigungsrahmens“ zunächst einmal nicht mehr als Aussagen über meine Probleme (und Bedürfnisse) und Annahmen über deren mögliche Vermittlung mit den Problemen (und Bedürfnissen) der anderen Subjekte machen. Oder anders formuliert: Ob der „spezifische subjektwissenschaftliche Forschungsgegenstand“ überhaupt anwesend war, wird die Geschichte zeigen...

Insofern ist die im metasubjektiven Verständigungsrahmen angesprochene Problemverbundenheit aber keine abstrakte Kategorie, sondern eine konzeptionelle Möglichkeit, sich rechtzeitig auf die eigene Person zu beschränken und allergrößte Vorsicht walten zu lassen, wenn es darum geht, Aussagen *über* andere Menschen zu machen. Auch dieser Begriff dient in erster Linie der sozialen Selbstverständigung, hier der Selbst-Erforschung, und kann anderen Beteiligten lediglich als Angebot unterbreitet werden – womit wir am Ende mehr Fragen – auch zu den Kategorien – „wissen“ als zu Beginn unserer Arbeit.

Birte Ludewig wird sich im Folgenden mit weiteren Fallstricken und Widersprüchen, die uns auch in der Forschung einholten, befassen.

3. Vom Sich-einlassen und stehen lassen

Vorbemerkung

Der folgende Text wurde im Vorfeld der Veröffentlichung an Ute Osterkamp verschickt mit der Bitte um Anregungen und Kritik. Ute Osterkamp mahnt zu Recht genauere Analysen unserer eigenen Positionen an. In der gebotenen Sorgfalt ist das jedoch im Rahmen dieses Artikels nicht möglich und wird Aufgabe unserer weiteren Forschungsarbeit sein. In den Anmerkungen sind Aussagen oder Fragen allgemeiner Art enthalten, die in dieser Form der „Veröffentlichung des kritischen Austausches“ vielleicht auch anderen Projekten und (Forschungs)Arbeiten zum Wei-

terdenken dienen können. Ähnliches gilt für einen Kommentar von Morus Markard, auf den wir abschließend kurz eingehen.

Die folgenden Überlegungen wurden angeregt durch ein „Forschungswochenende“ im August 2004, für das wir uns mit unseren Mitforscherinnen und Mitforschern aufs Land zurückgezogen hatten. Die Planung und die Inhalte schienen klar, der zeitliche Rahmen ebenso. Voller Forscherdrang warteten wir auf die inhaltlichen Vertiefungen im „intersubjektiven Verständigungsrahmen“ und die sich spätestens Sonntagabend einstellenden „erweiterten Handlungsmöglichkeiten“ aller Beteiligten. (Im Vorfeld baten wir alle TeilnehmerInnen, einschließlich Heinz Mölders als Moderator, ihre Erfahrungen und Gedanken zu diesem Wochenende schriftlich festzuhalten. Diese „Forschungstagebücher“ über gemeinsame Aktivitäten sind wesentlicher Bestandteil der Dokumentation und Diskussionsgrundlage innerhalb der Gruppen unseres Forschungsprojektes.)

Sehr überrascht fanden wir uns an eben jenem Sonntagabend in einer Kneipe wieder, enttäuscht, wütend und unzufrieden, denn nichts war so gelaufen, wie wir es uns gedacht hatten: Es gab einen Streit (keine Auseinandersetzung) zwischen den ForscherInnen, der damit endete, die Positionen so stehen zu lassen, eine Auswertung der Forschungsaktivitäten hatte nicht stattgefunden und angesprochenen Fragen waren nicht vertieft worden.

Noch größer wurde die Überraschung, als wir in dem Versuch, unseren Frust kreativ analytisch zu bearbeiten, die Forschungstagebücher der anderen TeilnehmerInnen auswerteten: Das Wochenende wurde von den einzelnen Personen so unterschiedlich beschrieben und bewertet, dass es kaum vorstellbar schien, dass es sich um ein und dieselbe Veranstaltung gehandelt hatte.

Diese Erkenntnis führte zu einigen grundsätzlichen Überlegungen bezüglich der Schwierigkeiten innerhalb des dialogischen Prozesses unserer Forschung, die im Folgenden dargestellt werden sollen: Jede der Anwesenden hat ihre eigene Erinnerung, eigene Bewertung und ganz und gar subjektive Sicht auf die Ereignisse. Diese individuelle Wahrnehmung kann sich so sehr von der Wahrnehmung Anderer unterscheiden, dass es unmöglich scheint, dasselbe erlebt zu haben.

Diese simple Tatsache wirft allerdings wichtige Fragestellungen und Schwierigkeiten der Verständigung auf:

Klaus Holzkamp formuliert für die subjektwissenschaftliche Praxis die Notwendigkeit eines „intersubjektiven Verständigungsrahmens“, d.h. eine dialogische Kommunikationsebene, in der gerade die Subjektivität der beteiligten Menschen Gegenstand ist und Platz findet. Die dabei angestrebte „Umkehrbarkeit der Standpunkte“ setzt zum Ziel, anzuerkennen, dass die Sicht „des Anderen“ auf mich, auf sich, auf die Welt, der meinen gleichwertig ist. Die Andersartigkeit meines Gegenübers wird so zum Entwicklungspotential, eröffnen sich mir darin doch neue Sichtwei-

sen und Handlungsalternativen. Darüber hinaus werden so Chancen einer *gemeinsamen Entwicklung der beteiligten Individuen* auf der Basis gemeinsamer Interessen realisierbar, denn, „nicht ich entwickle *mich*, sondern ich entwickle *meine Beziehungen*“.

Ute Osterkamp schreibt dazu: „Der Widerspruch könnte vielleicht stärker betont werden, der darin besteht, dass Klaus „soziale Selbstverständigung“ als Methode und Ziel subjektwissenschaftlicher Forschung definiert, man aber die Vorstellung hat, man könne sie als Methode schlicht anwenden. Wie der „intersubjektive Verständigungsrahmen“ zu sehen/schaffen ist, unter dem man „latentes“ Wissen zur Sprache bringen bzw. die reale Begründetheit der jeweiligen Sichtweisen zur Kenntnis nehmen kann, ist ebenfalls eine Forschungsfrage. Die Anerkennung der Begründetheit der Position der anderen ist ja nicht nur ein kognitives Problem, sondern impliziert die Notwendigkeit, sich mit der Begründetheit eigenen Handelns, seiner Einbezogenheit in die bestehenden Machtverhältnisse bzw. der Frage auseinanderzusetzen, wieweit es „sachadäquat“ oder defensiv, auf Kاپieren der Probleme oder Absicherung eigener Position ausgerichtet ist. Das würde zumindest ich unter der Aussage von der „Gleichwertigkeit“ der Sichtweisen verstehen, die zu betonen gerade angesichts der verbreiteten Praxis notwendig ist, das Handeln anderer als „unbegründet“/unvernünftig abzutun, sobald es eigenen Vorstellungen/Interessen widerspricht. Diese Tendenz stellt in subjektwissenschaftlicher Sicht vielmehr selbst das Problem dar; sie bedeutet nichts anderes, als die Definitionsmacht und Kontrolle behalten zu wollen, womit jede „soziale Selbstverständigung“ über die subjektive Bedeutung der Verhältnisse und die gesellschaftliche Wirklichkeit eigenen Handelns verhindert ist. Die Forschungsaufgabe bestünde darin, die Widerstände/Behinderungen bzw. Missverständnisse auf den Begriff zu bringen, die der Realisierung „sozialer Selbstverständigung“ entgegenstehen.

So weit die Theorie – in der es vernünftig scheint, die Akzeptanz des Gegenübers in seiner Subjektivität schon aus eigennütigen Entwicklungsinteressen mit in den Vordergrund zu stellen. Die Praxis – was immer auch heißt, unser Alltag – sieht in der Regel anders aus. Als wesentliche Erscheinungsformen im Umgang miteinander seien im Folgenden zwei Problembereiche näher betrachtet:

3.1. Der Unwille oder die Unfähigkeit, sich auf die Sicht des Anderen einzulassen

Der Anlass ist nichtig, die Situation alltäglich: Eine Beziehungsauseinandersetzung, in der der Eine darauf beharrt, der Andere habe dieses oder jenes gesagt oder getan. Der Andere – zum Entsetzen des Ersteren – behauptet jedoch stur, es sei vollkommen anders gewesen. Sein Bericht der Geschehnisse unterscheidet sich grundlegend von dem des Ersteren. Jeder kennt wohl Situationen, in denen man schier daran verzweifelt, dass der Andere nicht einsehen will, dass es tatsächlich *so und nicht an-*

ders gewesen ist. Unterstellen wir einmal, dass keiner der Beteiligten lügt, so gibt es offensichtlich subjektiv gute Gründe des Einzelnen, an seiner „Wahrheit“ festzuhalten und diese um keinen Preis der intersubjektiven „Relativität“ opfern zu wollen oder zu können.

Unwille

Der Unwille, die subjektive Wahrnehmung meines Gegenübers als eine meiner eigenen ebenbürtige zu betrachten, kann auch verstanden werden als ein Ausdruck der Machtverhältnisse innerhalb der Beziehung der beteiligten Menschen. Der Begriff „Unwille“ impliziert, dass es mir bewusst ist (oder zumindest bewusst sein könnte), dass ich *meine Realität* und *meine Wahrheit* ohne Frage nach der Wertigkeit des Anderen und seiner Realität und Wahrheit für absolut setze. Dies kann ich mir jedoch nur erlauben, wenn ich auf mein Gegenüber nicht angewiesen bin, mich nicht als abhängig verstehe oder berechtigten Grund zu der Annahme habe, dass der Andere abhängiger von mir ist als umgekehrt. So verfüge ich (vermeintlich) über die Macht, die „realen Bedingungen“ zu definieren, in denen unser Kontakt stattfindet. Die Ausübung von Macht ist Ausdruck einer Situation, in der Menschen aufgrund von Zwängen sich nicht in der Lage fühlen, diese Zwänge als Voraussetzungen ihrer Handlungen zum Ausdruck zu bringen. Insofern ist „Unwille“ nicht die Voraussetzung, sondern das Ergebnis von Umständen, die aufzudecken wichtig wäre.

Ein nahe liegendes Beispiel aus unserem Forschungsprojekt ist der professionelle Umgang mit Menschen mit anderen Realitätswahrnehmungen in der psychiatrischen Versorgung. Das Abhängigkeits- und Machtgefälle findet Ausdruck in der „Definitions- und Diagnosemacht“ der beruflich dort Tätigen. Dokumentation und Bewertung von Szenen des (immerhin gemeinsamen!) psychiatrischen Alltags und die daraus folgenden Handlungskonsequenzen, die „Behandlungen“, liegen in der Regel ausschließlich bei den Profis.

Aber auch innerhalb des Forschungsprojektes gab es immer wieder Situationen, in denen wir unsere Sicht der Dinge absolut setzten. In der gegenseitigen Selbstversicherung, unsere MitforscherInnen seien ja schließlich nicht existenziell auf uns angewiesen, diskutierten wir konkrete Situationen und Vorgehensweisen im „kleinen Kreis“ unter Ausschluss der Betroffenen. Eine Entschuldigung zu finden ist einfach, organisatorische Gründe, Arbeitsfähigkeit in der kleinen Gruppe und Desinteresse der Betroffenen ließen es geradezu notwendig erscheinen, bestimmte Auseinandersetzungen und Absprachen „intern“ zu treffen. Dies führte jedoch dazu, dass in der Runde auch nur unsere Weltsicht Platz finden konnte.

Noch ein Satz zur Abhängigkeit der Betroffenen: Es war eine permanente Gratwanderung, unsere Bedeutung als Subjekte und als ForscherInnen in Beziehung zu unseren MitforscherInnen weder zu über- noch zu unterschätzen. Einerseits traten wir natürlich in der Rolle von „Professionellen“ in die Projekte ein und schleppten somit einen ganzen Rattenschwanz von offenen und verdeckten Instrumentalisierungen mit uns. Andererseits, und das sei zu unserer Verteidigung gesagt, haben wir uns nicht gesträubt, unsere Interessen und unsere Lebensführung offen zu machen, um ein größtmögliches Maß an Gleichberechtigung zu erzielen. Die entstandenen Beziehungen sind insofern auch schillernd und vielfältig, gelagert in dem weiten Feld zwischen Freundschaft und flüchtigen Arbeitskontakten. Das Bemühen, zumindest im direkten Kontakt einer annähernd gleichwertigen Subjektivität Raum zu bieten, brachte allerdings auch Situationen mit sich, in denen wir nicht weiterkamen, weil es nicht gelang, die unterschiedlichen „Wahrheiten“ ins Verhältnis zu setzen. Das war möglicherweise auch darauf zurückzuführen, dass es uns nicht gelang, die realen Machtdifferenzen bzw. unsere eigenen Machtansprüche adäquat zu bearbeiten.

Unfähigkeit

Ungleich komplizierter wird es, sehe ich mich zwar grundsätzlich bemüht zu akzeptieren, dass mein Gegenüber ein Recht auf eine Wahrnehmung jenseits von meiner hat, im konkreten Einzelfall ich aber damit überfordert bin. Dies kann beispielsweise der Fall sein, wenn die Sicht meines Gegenübers der meinen so diametral entgegensteht, dass sie erstens unvereinbar erscheinen und zweitens dadurch gemeinsame Handlungen unmöglich werden. Hier stoßen wir an die Grenzen unserer „sozialen Wahrnehmung“. Wir wissen zwar theoretisch um die Umkehrbarkeit der Standpunkte, können uns allerdings praktisch nicht darauf beziehen.

Eine solche Situation wird jedoch subjektiv nur dann zum Problem, wenn sie mich handlungsunfähig macht, ich mich also entscheiden muss für die eine *oder* andere Position, um mir notwendig erscheinende Konsequenzen zu ziehen. Die Möglichkeit, aus dem „Entweder-oder“ ein „Sowohl-als-auch“ zu machen eröffnet Chancen für das Erkennen von Verhältnissen.

Situationen der Unfähigkeit traten im Forschungsprozess dann auf, wenn es uns nicht gelang, Zugang zu den subjektiven Begründungsmustern der Betroffenen zu bekommen – oder anders formuliert: Unsere Begründungsmuster das Erkennen und Verstehen der Anderen verhinderten bzw. erschwerten. Gelang es nicht, diese Lähmungen zu überwinden, führte dies in der Regel zu Distanzierungen und Beziehungsabbrüchen. Dies war insbesondere in der Arbeit mit institutionell Tätigen der Fall, denen wir (ob zu Recht oder Unrecht sei hier dahingestellt) oft unter-

stellten, eine zu unserem Ziel, die Gestaltungsmöglichkeiten von psychiatrieerfahrenen Menschen zu erweitern, unterschiedliche, ja konträre Position zu vertreten. Und dafür hatten wir „kein Verständnis“...

3.2. Die grenzenlose Akzeptanz oder Toleranz, „die Dinge so stehen zu lassen“

Innerhalb der Forschergruppe kam es wiederholt zu Auseinandersetzung über die ethisch/inhaltliche Grundhaltung. Schien keine Einigung möglich und drohte der Disput die weitere Zusammenarbeit zu lähmen, einigten wir uns darauf, die Positionen „so stehen zu lassen“. Aus der Unzufriedenheit über dieses Vorgehen heraus schien uns ein zweiter Blick notwendig: Die Aussagen und Argumente des Anderen „so stehen zu lassen“ kann auch bedeuten, den Anderen (im Regen) stehen zu lassen.

Auch wenn es möglicherweise eine inhaltliche Frage ist, inwieweit bei Unterstützung Verständigung nötig und sinnvoll ist, so ist doch festzustellen, dass zum einen grundsätzlich ein Mehr an Verständigung anzustreben ist, zum anderen es wichtig wäre, Barrieren, die diese Verständigung erschweren, ausfindig zu machen. Unter unseren gesellschaftlichen Bedingungen ist jedoch eher davon auszugehen, dass den Anderen in Ruhe zu lassen seltener Ausdruck von Verständnis und Toleranz ist denn Zeichen (auch eigener) distanzhafter Oberflächlichkeit, Abgrenzung und Risikominimierung. Ob dann Konflikte, sektenhafter Einheitsbrei oder Klärung die möglichen Ergebnisse sind, hängt sicherlich auch davon ab, was der Gegenstand der sozialen Selbstverständigung ist, kann aber nicht a priori, sondern wohl nur im nachhinein bewertet werden (womit sich u. U. die Katze in den Schwanz beißt...).

Hier handelt es sich um eine Situation, in der beide nichts lernen können. Was ich aufgabe ist das *Bemühen* um Aneignung der Sichtweise des Anderen als *eine mögliche*. Dabei geht es weniger um Akzeptanz oder Toleranz, als vielmehr darum, meine eigene *Wahrheit* nicht aufgeben zu müssen. Wenn ich die vermeintliche Wahrheit des Anderen (die ja nach meiner Ansicht keine ist, sonst müsste ich sie nicht „stehen lassen“, sondern könnte sie als Bestandteil meiner eigenen Wahrheit [wieder]erkennen) unangetastet, unkritisiert und unanalysiert lasse, erkaufe ich mir in einer Art „Kuhhandel“ im Gegenzug das „Recht“, dass mit „meiner Wahrheit“ ebenso verfahren wird. Denn nach den üblichen (insbesondere im pädagogischen und therapeutischen Bereich sehr beliebten) Regeln der Kommunikation soll gleiches Recht für alle gelten, so zumindest die Hoffnung. (Spannend: Was geschieht, wenn der Gegenüber sich nicht daran hält?)

Ein weiterer subjektiver Vorteil ist die Reduktion von Reibungsfläche. Als Mensch bin ich angewiesen auf Verständigung. Alleine kann ich viele meiner Bedürfnisse nicht realisieren, bin abhängig von Unterstützung, Hilfe, Bestätigung durch Andere. Die bekomme ich aber nur, wenn ich

mich mit Anderen verständige, über gemeinsame Ziele, gemeinsame Handlungen, aber auch über Unterschiedlichkeiten – über die ganz besonders. Denn Unterschiede bereichern mich und meine Möglichkeiten. Wenn Du nur kannst, was ich auch kann und nur weißt, was ich auch weiß, können wir gemeinsam weniger, als wenn Du andere Dinge kannst und weißt.

Aber Unterschiede können auch trennend wirksam werden, sie können fremd sein, verletzend, Angst und Wut produzieren, Abwehr. Dies bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes Auseinander-Setzung. Indem ich mich „auseinander setze“ wird so mein Gegenüber in seinen Konturen wieder deutlicher sichtbar, aber auch mein spezifisches „Ich-Sein“.

Hier muss ich verhandeln, verstehen – Verständnis entwickeln aus der Distanz der Verschiedenheit heraus. Dies gelingt jedoch nur, wenn ich mich als Person mit meinen Eigen-Arten in den Kontakt gebe, mich zur Diskussion stelle, bisweilen Angriffsfläche biete. Das Risiko, in Frage gestellt oder abgelehnt zu werden, steigt. Die zentrale Frage im Rahmen sozialer Selbstverständigung ist dann, weshalb mir das Risiko zu groß erscheint, verunsichert zu werden.

Ich kann also gute Gründe haben, Auseinandersetzungen aus dem Weg zu gehen, um persönliche Integrität oder Beziehungsstabilität zu erhalten. Will ich meinen Standpunkt in der aktuellen Auseinandersetzung jedoch aufrechterhalten, nicht „klein bei geben“ oder „nachgeben“ um des „lieben Friedens willens“, so bleibt mir nur die Möglichkeit, auf ein „Stehen lassen“ der jeweiligen Standpunkte zu drängen.

Es wird deutlich, dass wir uns in den Forschungstätigkeiten immer wieder einen trügerischen Frieden erkaufte haben, indem wir die Auseinandersetzungen nicht weiterführten. Kurzfristig sicherte es zwar die Zusammenarbeit ohne verletzende Infragestellung der mit den Positionen verbundenen Personen, jedoch fehlten unserer Forschungsarbeit damit auch wesentliche Elemente der fachlichen Auseinandersetzung und die Weiterentwicklung unserer Ansätze. Jetzt gegen Ende versuchen wir dies in ausgewiesenen „Grundsatzgesprächen“ nachzuholen, jedoch haben wir verpasst, die Ergebnisse diese Gespräche wieder systematisch in unsere Praxis einzuarbeiten. Dies wird in Zukunft hoffentlich besser gelingen.

Fazit: Es gibt eben keine „richtige“ subjektwissenschaftliche Forschung in einem „falschen“ Leben – oder keine befriedigende subjektwissenschaftliche Forschung unter gesellschaftlichen Unterdrückungsverhältnissen – aber wem erzählen wir das!

Literatur

- Bader, K., Ludewig, B., Rauthe, S., Wozniok, O. & Zingel, W. (2002). „Alltags-Träume“, Bonn: Verlag Stiftung MITARBEIT.
- Behrens, U. (2005). Empirische Fragen beim Lösen des „Rätsels Lernen“. *Forum Kritische Psychologie*, 48, 5-13.
- Haug, F. (2003). „Lernverhältnisse“, Hamburg: Argument.
- dies. (2004). Zum Verhältnis von Erfahrung und Theorie in subjektwissenschaftlicher Forschung. *Forum Kritische Psychologie*, 47, 56-72.
- Holzkamp, K. (1983). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Ders. (1995). Alltägliche Lebensführung als subjektwissenschaftliches Grundkonzept. *Das Argument*, 212, 817-846.
- Gesellschaft für Subjektwissenschaftliche Forschung und Praxis (2005) (Organ.). Kategoriale, theoretische und empirische Probleme bei der Erforschung des Lernens. Dokumentation des Colloquiums am 24.4.2004 in Berlin. *Forum Kritische Psychologie*, 48.